Um eine Taubstummenstadt

Autor(en): **Lussy, James / Willy-Tanner, H. / Aebi, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz**

Band (Jahr): **75 (1981)**

Heft 15-16

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925094

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Redaktionsschluss:
für GZ Nr. 17, 1981, 12. August
für GZ Nr. 18, 1981, 29. August
Bis zu den angegebenen Daten müssen die Einsendungen bei der Redaktion, Kreuzgasse 45, Chur, sein
Anzeigen für Nr. 17:
bis 18. August im Postfach 52, Gehörlosen-Zeitung, 3110 Münsingen

GZ

Gehörlosen-Zeitung
für die deutschsprachige Schweiz
Offizielles Organ des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB) und des Schweizerischen Gehörlosen-Sportverbandes (SGSV)
Erscheint zweimal monatlich
75. Jahrgang 1. August 1981 Nr. 15/16

Um eine Taubstummenstadt

(Aus der GZ 1947)

Es ist interessant, die folgenden Meinungen verschiedener Gehörloser aus unserem Lande zu der nachfolgenden schwedischen Zeitungsmitteilung zu lesen und sie mit den heutigen Einrichtungen und Auffassungen zu vergleichen.

Die Mitteilung aus der schwedischen Zeitung

Die Union der schwedischen Taubstummen ist mit dem Gesuch an die Regierung gelangt, eine eigene Stadt gründen zu dürfen. Schweden zählt im ganzen etwa 6000 Taubstumme, worunter nur eine verschwindend kleine Zahl von Wohlhabenden. Die Union ist der Ansicht, es wäre viel leichter für die meisten dieser Unglücklichen durchzuhalten und für dieselben auch angenehmer, wenn sie alle in einer eigenen Kolonie untergebracht und dort für sie geeignete Arbeitsgelegenheiten beschafft werden könnten. Das Gesuch der Union dürfte mindestens eine wohlwollende Prüfung erfahren, denn wenn es möglich wäre, durch Zusammenfassung in einer Kolonie, das Los dieser armen Menschen ein wenig zu erleichtern, warum sollte es nicht geschehen?

Ergänzung

Schweden ist etwa zehnmal grösser als die Schweiz. Es hat etwa zwei Millionen Einwohner mehr als unser Land. Schweden ist ein Königreich. Ende November 1939 brach der Krieg zwischen seinen östlichen Nachbarn Finnland und Russland aus. Der Friede, mit schmerzlichen Verlusten für Finnland, wurde am 12. März 1940 geschlossen. Norwegen, sein westlicher Nachbar, wurde im Frühjahr 1940 zusammen mit Dänemark von deutschen Armeen besetzt und blieb es bis zum Friedensschluss 1945. Deutschland anerkannte die Neutralität Schwedens. Wir denken hier an unser Land, das von kriegsführenden Staaten umschlossen war. Und wir vergessen nicht, dass auch in der neutralen, demokratischen Schweiz Gruppen im Untergrund wie Maulwürfe wühlten. Schweden musste den Deutschen sehr entgegenkommen, um das Land vor einem eventuellen Einfall zu schützen. Aus Norwegen wurde laufend Eisenerz durch Schweden nach Deutschland transportiert. Dann reisten alle Urlauberzüge und viele Verwundetentransporte durch das neutrale Land. Sicher hatte Schweden auch viele Flüchtlinge aus dem westlichen und östlichen Nachbarland.
Aus dieser Lage nach dem Krieg muss man den Wunsch, Gehörlosen besser helfen zu können, verstehen.

Fritz Balmer, verantwortlicher Schriftleiter des SGB,

schreibt dazu: Eine Taubstummenstadt, wäre das eine richtige Lösung? Ich möchte das bezweifeln. Unsere Gehörlosen wären für einen solchen Plan kaum zu begeistern. Auf den ersten Blick mag es vorteilhaft erscheinen, die Taubstummen in einer Kolonie unterzubringen und entsprechend ihrer Begabung zu beschäftigen. Das Problem der Lehrwerkstätten, der Gewerbe- und Fortbildungsschulen würde sich besser lösen lassen. Manche Fähigkeiten könnten besser entwikkelt werden. Das sind einige Vorteile, die für den Plan sprechen mögen.
Die Nachteile dürften aber die Vorteile überwiegen. Von den Kosten wollen wir lieber nicht reden. Wir wollen die Sache von einem anderen Standpunkt aus betrachten. Wir verfügen in der Schweiz über gutgeführte Taubstummenschulen. Diese haben den Zweck, die Taubstummen zu brauchbaren Menschen heranzubilden. Mit Recht wird auf eine gute Aussprache grosser Wert gelegt, denn die Taubstummen sollen als Menschen unter Menschen kommen. Sie gehören unter die Hörenden und sollen sich wie diese im Leben durchkämpfen. Nur im Kampfe kann ein Mensch zu wahrer Grösse heranreifen. In einer Taubstummensiedlung würden sich die Bewohner mit der Zeit wie Abgesonderte vorkommen. Der Ansporn, sich durchzusetzen und sich zu behaupten, wäre überflüssig. Man ist ja gut versorgt, wozu sich Mühe machen? Selbst wenn die Ausbildungsmöglichkeiten in der Kolonie besser wären, müssten die Leute eher mit Treibhauspflanzen verglichen werden, die eingehen, sobald man sie ins Freie setzt.

Der Präsident des SGB, Alfred Bacher, äussert sich:

Eine Taubstummenstadt zu gründen, ist keine gute Idee, dies ist meiner Meinung nach nicht möglich. Würde sie in der Umgebung einer grösseren Stadt gebaut, ergäbe es ein Taubstummenviertel, also gleich wie in New York ein Negerviertel, wo Weisse und Schwarze getrennt sind. Werden die Eltern von Gehörlosen und Taubstummen es zulassen, dass ihr Sohn oder ihre Tochter sich in der Taubstummenstadt niederlassen? In einer solchen Stadt würden die Taubstummen und Gehörlosen vieles, was sie in acht bis neun Jahren Schulzeit gelernt haben, wieder verlernen, besonders die mit viel Mühe und Geduld erlernte Sprache. Was würden die Taubstummenlehrer dazu sagen, wenn sie sehen, dass all ihre Mühe und Geduld umsonst war?

Und dann kommt ein Basler Schalk:

Auf den ersten Blick könnten wir Schweizer meinen, es wäre schön, dort zu leben und zu arbeiten. Zum Beispiel die Heiratslustigen würden da leicht eine liebe Frau oder einen Mann finden. Da alle 6000 Einwohner die gleiche Sprache reden, wäre für Geselligkeit genügend gesorgt, ebenso für ein grosses Theater! Für die Krachbrüder und -schwestern wäre es besonders schön, dort zu wohnen, denn der liebe Nachbar hört ja nichts usw. Eine andre Frage ist aber, ob sich genügend hörende Leute finden lassen, die diese 6000 Taubstummen betreuen müssten wie zum Beispiel Ärzte, Pfarrer, Krankenschwestern, Arbeitgeber, Aufsichtspersonal usw. Am Ende könnten diese Hören-

den selbst noch ihre Sprache verlieren bei der grossen Stille ringsum! Meine persönliche Meinung darüber ist folgende: Die 6000 Taubstummen sollen lieber gruppenweise im ganzen Land verteilt bleiben. Eine schwedische Studienkommission soll die verschiedenen Schweizer Kantone besuchen und das Leben und Treiben der Schweizer Gehörlosenwelt studieren und dann in ihrer Heimat ähnliche Werke organisieren, wie sie für das leibliche und seelische Wohl der schweizerischen Gehörlosen bestehen! Immerhin, wer vom SGB Lust hätte, in diese Taubstummenstadt zu ziehen, sei es als Dolmetscher, Verkehrspolizist, Naturarzt, Kaminfeger oder sonst als Handwerker, kann sich ja bei Herrn Balmer anmelden.

James Lussy schreibt:

Meinerseits bin ich gar nicht eingenommen für diesen Plan. Ja, ich finde diese Idee sogar sehr unsympathisch. Warum sollen die Taubstummen sich als Aussenseiter ihrer Umwelt betrachten? Warum sollen sie das Gefühl haben, sich abschliessen zu müssen von der übrigen Welt? Warum sollten sie sich eine eigene Stadt gründen? Haben nicht gerade die Taubstummen, denen durch ihr Gebrechen so manche Zerstreuung, so manche Freude entgeht, ein Anrecht, sich in die Gesellschaft Hörender zu begeben, wo immer sie Gelegenheit haben, um mit ihren Augen, mit ihrem Geiste in sich aufzunehmen, was sie durch ihre Gehörlosigkeit ermangeln, und damit aus dem Quell des Wissens Hörender sich Kenntnisse zu schöpfen, welche ihnen, ohne Fühlung mit Hörenden, dauernd versagt bleiben würden? Haben nicht gerade die Gehörlosen das Bedürfnis nach geistiger Abwechslung in Verbindung mit Hörenden?
Es ist ja schön für uns Gehörlose und ein lieblicher Trost, dass wir dank unserer Vereinsorganisationen und Institutionen uns mit unseren Leidensgenossen in treuer Verbundenheit zusammenfinden und einander mit Rat und Tat behilflich sein können; aber uns isolieren von der hörenden Welt, das wäre just das Gegenteil von dem, was wir für unser geistiges, für unser seelisches Wohl benötigen! Gott in seiner grossen Güte hat für jedes seiner Kinder, für uns alle, einen Platz an der Sonne geschaffen; also warum sollten sich die Taubstummen in den Schatten zurückziehen? Was würde eine solche Taubstummenstadt anders bedeuten als ein Leben im Schatten der sich sonnenden Umwelt.
Gewiss sollte diesen armen taubstummen Schweden geholfen werden, denn ihr Verlangen nach einer eigenen Stadt bedeutet ein Notschrei! Doch gäbe es gewiss noch andere Mittel, diese Not zu lindern und zu beheben. Wenn man den Kostenaufwand, den eine solche eigene Stadt erfordern würde, in Betracht zieht, so könnte aus den gleichen Mitteln viel Gutes geschaffen werden, ohne dass diese Menschen sich von ihrer jetzigen Heimat entfernen müssten.
Ich meine damit verbesserte soziale Werke wie Lehranstalten, Taubstummenheime, angepasste Arbeitsbeschaffung bei geordneten Lohnverhältnissen, Spezialfürsorge für Altersheime usw. Und dies alles würde ihnen zu einem geordneten, sie befriedigenden Leben unter normalen Verhältnissen verhelfen, ohne dass sie sich abzusondern brauchten. Aber wie und auf welche Weise könnte der Union der schwedischen Taubstummen beigebracht werden, sich in diesem Sinne an ihre Regierung zu wenden? Hoffen wir, dass sich unsere schwedischen Schicksalsbrüder und -schwestern diesen Schritt in die eigene Stadt noch reiflich überlegen, ehe sie ihn zur Verwirklichung bringen, und vielleicht bleiben sie unter den Hörenden! Möge Gott sein Bestes für sie tun! Das walte Gott!

Dann schreibt H. Willy-Tanner:

Mit gemischten Gefühlen habe ich von dem Gesuch gelesen, das die Taubstummen von Schweden an die Regierung gestellt haben, nämlich die Erlaubnis zur Gründung einer Stadt zu bekommen. Es fällt mir nicht leicht, mich über diese Frage zu äussern, trotzdem ich mir schon viele Gedanken darüber gemacht habe.
Am klarsten wird mir eine solche Gründung, wenn ich mir vorstelle, dass wir bei uns in der Schweiz versuchen würden, ein solches Vorhaben praktisch durchzuführen. Nehmen wir als Beispiel eine kleine Schweizer Stadt von 8000 Einwohnern. Diese Zahl entspricht ungefähr der Anzahl Gehörloser und Taubstummer in der Schweiz. Wir brauchen einmal einen Stadtpräsidenten und einen grösseren Stadt- oder Gemeinderat. Wir haben katholische und protestantische Gehörlose, brauchen also eine Kirche und einen Pfarrer für beide Konfessionen. Wir müssen Beamte, kantonale und städtische, haben, dann Vertreter aller Berufe: Kaufleute, Handwerker usw. Eine Stadt von 8000 Einwohnern muss auch Schulen haben, und das erfordert auch Lehrer. Und wollen wir vielleicht auf die Strassenbahn und den Anschluss an die Bundesbahnen verzichten? Also brauchen wir auch Tramkondukteure und Motormänner, Stationsvorstand und SBB-Beamte. Und wenn wir nun das alles haben, so dürfen wir nicht vergessen, dass wir nicht allein auf der Welt sind und uns abschliessen können, sondern wir müssen Handel und Verkehr mit unseren hörenden Miteidgenossen aufnehmen.
Nachdem wir die 8000 gehörlosen Mitbürger kennen, sollte es nicht schwerfallen, anhand des Adressenmaterials statistisch festzustellen, wie viele Kaufleute, Handwerker, Pfarrer, Lehrer, Arbeiter usw. wir haben, und dann könnte man einmal vorerst den Versuch auf dem Papier machen, ob die Durchführung des Planes praktisch möglich wäre. Je mehr ich mich in das Bild vertiefe, um so grösser scheinen mir die Schwierigkeiten sich aufzutürmen, wenn ich daran denke, eine Taubstummenstadt ohne Zuhilfenahme von Hörenden gründen zu wollen. Ich bin überzeugt, dass die Gründung eines solchen Unternehmens möglich und praktisch durchführbar wäre, aber nur in Zusammenarbeit mit hörenden Taubstummenfreunden.

Im Rückspiegel

Inland

- Die AHV weist für das Jahr 1980 einen Ertragsüberschuss (Gewinn) von 170 Millionen Franken aus. Die IV dagegen einen Rückschlag (Verlust) von 40 Millionen.
- Ab 1. 1. 1982 werden die AHV-Renten um 12,7 % erhöht. Damit die Waagschale durch das schwere Geld auf der anderen Seite nicht zu stark sinkt, werden Fleisch und Brot teurer. Die Hypothekarzinsen sind gestiegen. Das müssen die Mieter merken. Auch das Reisen mit unseren SBB soll im kommenden Jahr wieder teurer werden.
- Am 28. Juni feierte der Kanton Freiburg seine 500-Jahre-Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft.

Ausland

- Der abgesetzte Staatspräsident Bani Sadr in Iran ist in den Untergrund verschwunden.
- Der israelische Ministerpräsident Begin wurde ganz knapp wiedergewählt.
- Anfang Juli war der ehemalige deutsche Bundeskanzler Willy Brandt zu Gesprächen in Moskau.
- Der russische Aussenminister Gromyko war Anfang Juli in Polen.
- Bis Mitte Juli ist der 6. Hungerstreikende in Irland gestorben.
- Am 12. Juli ist der französische Staatspräsident François Mitterrand nach Bonn gereist.

Von Fr. Aebi und seiner Frau lesen wir:

Um eine gute Antwort geben zu können, muss man selber Erfahrungen mit einer solchen Siedlung gemacht haben. Da aber zurzeit auf der Welt keine solche Siedlung besteht, kann man nicht nach gemachten Erfahrungen urteilen. Ich kann mich zu der Frage also nur äussern, wie ich mir die Siedlung denke. Mit dem Plan der schwedischen Schicksalsgenossen kann ich mich sehr wenig befreunden. Was mag die Schweden zu diesem Plan geführt haben? Fühlen sie sich etwa unter den Hörenden unglücklich? Die Gehörlosen sollen, wenn sie gedeihen wollen, unter den Hörenden, neben den Hörenden leben. In einem nur von Gehörlosen bewohnten Wohnkreis würden sie mit der Zeit versimpeln. Im ununterbrochenen Verkehr mit Vollsinnigen bleiben die Gehörlosen, wie man vielerorts feststellen kann, geistig auf der Höhe und kommen vorwärts. Eine Isolierung der Gehörlosen von den Hörenden ist für sie bestimmt sehr nachteilig. Dies ist meine und meiner Frau Meinung zu dem Gehörlosen-Siedlungsplan.

Otto Gygax sagt:

Das Gesuch der Union der schwedischen Taubstummen an die Regierung, eine eigene Stadt gründen zu dürfen, macht den Eindruck, als ob in Schweden die Fürsorge für die erwachsenen Taubstummen noch nicht so weit vorgeschritten sei wie bei uns in der Schweiz, sonst wäre man dort nicht zur Ansicht gekommen, es sei nötig, für die Taubstummen eine Stadt zu gründen, um sie zu versorgen. Von diesem grossmütigen Plan verspreche ich mir nicht viel; denn von einem friedlichen Zusammenleben der «Nur-Taubstummen» würde keine Rede sein. Man frage nur die Hauseltern der Taubstummenheime, wie es solche überall gibt, und bestimmt erhielte man durchwegs die gleiche Antwort: «Immer Streitigkeiten!» Ausserdem sind bestimmt die schlimmen Folgen der Abgeschlossenheit von der hörenden Welt und der Inzucht zu erwarten, wenn der wohlgemeinte Plan zur Ausführung käme.

Ein Zwischenakt

An der Grosskundgebung des Weltverbandes der Behinderten in Genf sagte Bundesrat Pierre Aubert: «Mit Begeisterung und grossem Interesse hat der Bundesrat beschlossen, das Patronat der Grosskundgebung, welche unter dem Motto ‹Volle Mitwirkung und Gleichberechtigung› steht, zu übernehmen.» Es war die Generalversammlung der Vereinten Nationen, die das Jahr 1981 zum «Weltjahr des Behinderten» deklariert hatte, und die Organisatoren dieser Kundgebung hätten den heutigen Rahmen nicht besser wählen können. Das Weltjahr hat zum Ziel, wie Sie wissen, die Öffentlichkeit auf die Schwierigkeiten und auf die spezifischen Bedürfnisse einer leider immer mehr ansteigenden Zahl von Menschen, die zu oft von der Gesellschaft ausgeschlossen sind, aufmerksam zu machen. Das Weltjahr will auch Regierungen und private Organisationen bewegen, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um eine wirkliche Eingliederung der Behinderten in die Gesellschaft in die Wege zu leiten, denn wie Kurt Waldheim hervorgehoben hat, hätten die Behinderten das Recht, sich am Leben und an der Entwicklung der Gesellschaft, der sie angehören, voll zu beteiligen.

Was schreibt Tony Sutter?

In Schweden scheint die Frage, ob für die Taubstummen eine Stadt gegründet werden dürfe, erwogen zu werden. Diese Idee hat sehr vieles für sich, aber sie hat auch ihre Schattenseite.
Die Taubstummen sind in überwiegender Zahl unbemittelt, und viele von ihnen können niemals allein den Kampf um ihre Existenz bestehen. Entweder ist die Intelligenz nicht gross, oder es sind ausser der Gehörlosigkeit noch andere Mängel vorhanden, die den Betroffenen Schwierigkeiten machen. Für diese armen Menschen wäre eine solche Siedlung eine wahre Wohltat. Sie wären unter sich, es wäre für ihr leibliches und seelisches Ergehen gesorgt, und es würde ihnen vieles abgenommen, was sie, wenn sie auf sich selbst gestellt sind, kaum erledigen können. Zu all dem könnten sie in der Kolonie je nach Fähigkeiten beschäftigt werden, und in der freien Zeit hätten sie die ihnen gemässe Unterhaltung und Freude im Kreise gleichartiger Lebensgefährten. Für diejenigen aber, die von der Natur trotz der Taubheit wohl ausgestattet sind, so dass sie ganz gut im Lebenskampf stehen und sich behaupten können, wäre eine Zusammenziehung aller mit Taubheit Behafteten an einem einzigen Ort keine glückliche Lösung. Die Kontrolle über die Aussprache würde ausfallen, zum Schaden der Gehörlosen. Nur im steten Umgang mit Hörenden können die Gehörlosen feststellen, ob ihre Sprache deutlich und gut verständlich ist. Im anderen Falle werden sie immer wieder angespornt, sich mehr Mühe zu geben, deutlich zu reden. Und geistig werden die Begabten unter den Hörenden auf der Höhe gehalten und gefördert. Ihr Ehrgeiz bleibt wach! Schliesslich haben sich alle unsere Lehrer Mühe gegeben und tun es immer wieder, um den tauben Kindern das Sprechen beizubringen, uns für das Leben auszurüsten. Und warum sollten wir uns dann später in eine Stadt verkriechen und die Regierung belasten, wenn wir draussen unseren Mann stellen können? Also, je nachdem!

Das Wort hat der Schriftleiter Fritz Balmer

Damit wollen wir die Diskussion über diese Frage abschliessen. Das rege Interesse, das die für uns Schweizer allerdings nicht aktuelle Angelegenheit gefunden hat, ermutigt mich, in Zukunft andere, für uns wichtigere Fragen zur Diskussion zu stellen. Dass eine Siedlung für Taubstumme bei unseren Gehörlosen keinen Anklang finden werde, war schon von vornherein zu erwarten. Überraschend ist, dass man mit den Verhältnissen in der Schweiz zufrieden ist, sie sogar als mustergültig betrachtet. Das mag für diejenigen Hörenden, die oft jahrzehntelang für das Wohl unserer Gehörlosen gearbeitet haben, eine schöne Anerkennung sein. Der Gehörlose gehört unter die Hörenden! Über diesen Punkt dürften wir uns alle einig sein. Ganz unbegründet dürfte hingegen die Ansicht sein, als ob Schweden in Sachen Taubstummenfürsorge rückständig sei. Sätze wie: «Ihr Verlangen nach einer eigenen Stadt bedeutet ein Notschrei», und die Aufforderung, sich bei der Regierung gegen diesen Plan zu wehren, gehen zu weit. Das könnte von unseren schwedischen Freunden als Unfreundlichkeit ausgelegt werden. Wie man mir mitteilte, wurde die Idee einer Taubstummenstadt von schwedischen Fachleuten schon seit Jahrzehnten erörtert. Es handelt sich also um einen wohldurchdachten und gut überlegten Plan. Es müssen sehr zwingende Gründe vorliegen. Vergessen wir nicht, dass die Verhältnisse von Land zu Land andere sind. Was für uns Schweizer gut ist, muss zum Beispiel nicht unbedingt auch für die Schweden gut sein, und umgekehrt kann sich nicht alles, was sich im Ausland bewährt hat, für unsere Verhältnisse eignen. Ich habe aus diesem Grunde bereits Anfang Juni nach Schweden geschrieben, man möge mir die Beweggründe, die zu diesem Plan geführt haben, mitteilen. Gerne hätte ich heute den Bericht aus Schweden folgen lassen, doch ist noch keiner eingetroffen. Vielleicht kommt aber doch noch einer.

Und er ist da!

Der Bericht aus Schweden. Herr Oskar Glans, der verantwortliche Herausgeber der schwedischen Taubstummenzeitschrift «Die Welt der Tauben», schreibt:

«Bezugnehmend auf Ihren Brief vom 8. Juni dieses Jahres betreffend schwedische Taubstumme und deren Plan, eine Taubstummenstadt zu gründen, können wir Ihnen mitteilen, dass dies wirklich seine Richtigkeit hat; aber es ist noch abzuwarten, ob diese Pläne verwirklicht werden können. Bis jetzt sind wir erst so weit gekommen, die Pläne im schwedischen Taubstummenverband zu besprechen. Es fehlt aber noch viel, bis das Ganze verwirklicht werden kann. Die Möglichkeit ist jedoch vorhanden, dass dieses realisiert werden kann; denn dass die Taubstummen ein grosses Bedürfnis haben, eine eigene Stadt zu besitzen, steht ausser Zweifel. Augenblicklich haben die Taubstummen es sehr schwer, sich geltend zu machen in der Industrie und auch in anderen Berufen, in denen es Hörende gibt. Diese verdrängen (isolieren) die Taubstummen, so dass sie es schwer haben, zu zeigen, was sie wirklich taugen. Aber auch andere Gründe sprechen für eine Taubstummenstadt. Unter anderem der Versuch der Arbeitgeber, die Taubstummen zu wenig zu entlöhnen, mit der Begründung, sie seien nur zur Hälfte arbeitstauglich wegen ihres Gebrechens, ein Grund, der nicht standhält, da es sich oft gezeigt hat, dass die Taubstummen in vielen Fällen geschicktere Berufsleute sind als die Hörenden.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn auch wir über die Arbeitsmöglichkeiten der schweizerischen Taubstummen in der Industrie etwas vernehmen könnten. Könnte ich auch einige schweizerische Taubstummenzeitungen erhalten im Austausch gegen die schwedischen?» (Es folgen die Adresse, Dank und freundschaftliche Grüsse.)

Und heute!?

Liegt die Frage der Taubstummenstadt in Schweden heute 35 Jahre zurück, dürfen wir darüber nicht einfach hinweggehen und gar den Kopf schütteln. Die Lage war damals in Schweden ganz anders als bei uns. Das muss man hier nochmals betonen. Wir wissen nicht, wer die Frage ins Rollen gebracht hat. Ich kann mir zwei Wege vorstellen. 1. Hohe Begeisterung der Gehörlosen für die neue Idee: Wir finden befriedigende Arbeit, Selbständigkeit, Unabhängigkeit. Wir sind unter uns. Wir allein befehlen. Wir wählen von unseren Leuten. Wir gehen als freie, zufriedene Menschen glücklichen Zeiten entgegen. Was wir immer gesucht haben, werden wir in «unserer Stadt» finden. 2. Ich könnte mir vorstellen, dass der Plan dieser Stadtgründung ohne Gehörlose ins Rollen gebracht wurde. Gewisse Leute – woher sie gekommen sein mögen, ist hier gleichgültig – sind auf den Gedanken gekommen. Sie haben alles Schöne, nur den wolkenlosen, blauen Himmel gesehen und konnten dann die Gehörlosen für diese Sache begeistern.

Unsere damaligen Gehörlosen in der Schweiz, die ihre Meinung in der Gehörlosenzeitung geschrieben haben, sahen die Schwierigkeiten. Sie stampften nicht auf der zu dünnen Eisschicht eines Sees herum.

Nach unserer Rückschau und dem Blick in die Gegenwart dürfen wir doch einmal stolz sein. Dieses Stolzsein ist eine einfache, bescheidene, dankbare Freude, und hat mit Besserwissen oder gar Überheblichkeit gar nichts zu tun. Wir sind stolz auf all das, was in vielen Jahren geworden ist. Wir denken, dass sich bei diesem Werden ein Glied ans andere zur Kette gereiht hat. War ein Glied zu schwach, wurde es ausgeschieden. Die Kette durfte keine fehlerhaften Glieder haben. Die Entwicklung, der Fortschritt durfte nicht unterbrochen werden. Wir denken dankbar an die vielen gehörlosen und hörenden Frauen und Männer, die mit Liebe und Begeisterung verantwortungsvoll in ihrer Aufgabe gestanden sind. Sie haben ihr Geschaffenes dem Nächsten in die Hände gegeben. Von Hand zu Hand. Glied an Glied zu fester Kette.

Wir sehen heute diese Kette mit ihren einzelnen Gliedern. Da sind die Schulen und Schulheime mit allen ihren Mitarbeitern vom Direktor bis zum Putzmädchen. Sie setzen sich alle ein für unsere gehörgeschädigten Kinder. Still zur Seite stehen die Hausärzte und die Spezialärzte. Wir haben eine Oberstufenschule in Zürich. Seit 25 Jahren besteht unsere Berufsschule. Nicht nur für die heranwachsende Jugend wurde gearbeitet und gesorgt. Man hat auch an die alten Gehörlosen gedacht. Für sie wurden Altersheime eine Notwendigkeit. Schon sehr alt sind zum Teil unsere Fürsorgevereine. Die Sozialarbeiter haben ihre schweizerische Arbeitsgemeinschaft. Wir haben eine schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Gehörlosenseelsorge. Pädoaudiologische Beratungsstellen zur Erfassung des geschädigten Hörens bei Kindern bestehen in Basel, Bern, Luzern, Unterentfelden, St. Gallen und Zürich. Erzieher und Lehrkräfte haben sich zum Schweizer Verein der Hörgeschädigtenpädagogen zusammengeschlossen. Hier dürfen wir die heilpädagogischen Seminarien in Genf, Fribourg und Zürich erwähnen. Auch die Eltern hörgeschädigter Kinder haben sich zusammengeschlossen. Sie alle sind Glieder des Schweizerischen Verbandes für das Gehörlosenwesen. Und dieser Verband steht wieder unter dem «schützenden Dach» der 1920 gegründeten «Pro Infirmis». Die vielen Sektionen der Gehörlosen haben sich zum Schweizerischen Gehörlosenbund zusammengeschlossen.

Da schreibt ihr Präsident Felix Urech:

Das Leben als Behinderter ist sicher nicht einfach. Die Behinderten sind immer und werden immer auf das Verständnis der Mitmenschen angewiesen sein. Wir brauchen Menschen, die uns helfen wollen, die uns verstehen wollen, die uns akzeptieren wie wir sind. Das prägt viele Behinderte heute. Es gefällt nicht allen Behinderten in dieser Rolle. Sie haben genug, immer die Rolle als Bittender, als Hoffender und als Verlangender zu spielen. Sie wollen endlich voll akzeptiert werden. Sie wollen endlich erleben, dass alle Mitmenschen sofort wissen, was man tun muss, um Kontakt mit Behinderten finden zu können, dass man weiss, was der Behinderte alles leisten kann. Es gibt heute schon einige Menschen, die wissen, wie man es tun soll. Aber eben, es gibt ach so viele Mitmenschen, die davon keine Ahnung oder aber Angst haben, mit einem Behinderten zu verkehren. Hier bleibt dem Behinderten nur noch übrig, viel Geduld zu haben und Mut und Kraft für den Glauben an die Zukunft aufzubringen.

Pfarrer Rudolf Kuhn schreibt in der Frohbotschaft

Jedes Jahr ist ein Jahr des Behinderten:

«Vor etwa einem Jahr hat mir eine bekannte Persönlichkeit im schweizerischen Gehörlosenwesen geschrieben: ‹Sie (gemeint bin ich) müssen wohl so schlecht hören, dass Sie wie ein Gehörloser zu denken beginnen.› Ich war über diesen Brief traurig und stolz zugleich. Stolz war ich deswegen, weil mir der Brief bewies, dass ich auf der Seite der Gehörlosen stehe und ihre Anliegen und Sorgen zu meinen eigenen gemacht habe. Traurig bin ich aber deswegen über diesen Brief, weil er mir deutlich zeigte, dass heute noch viele Leute, die für Gehörlose arbeiten, die Gehörlosen in Wirklichkeit gar nicht ernst nehmen. Anders ist dieser Brief – der in meinem Archiv

nachgelesen werden kann – nicht zu erklären.»

Am Forum in Davos «Behinderte mit uns» sagte der Präsident der «Pro Infirmis», Bundesrat Ernst Brugger:

«Wissen wir immer so genau, was für den anderen gut ist? Sollten wir nicht besser hinhören, um Schritt für Schritt den Weg zu finden, der sein Weg und nur sein Weg sein kann? Der Ruf nach mehr Selbständigkeit, mehr Gegenseitigkeit und Partnerschaft ist unüberhörbar. Wir sollten uns besser auf diese Lage einstellen, auch wenn dies manchmal unbequem ist. Aber auch viele Behinderte müssten sich aus ihrer Resignation lösen und jene Aktivitäten entfalten, die trotz Behinderung noch möglich sind. Ich weiss, nicht jeder kann das, denn es gibt Fälle, wo die Behinderung so schwer ist, dass unmittelbare Hilfe und Pflege von aussen unabdingbar notwendig sind. Trotz dieser Einschränkung wage ich die Behauptung, dass die Fälle, wo eine Eigenleistung möglich ist, zahlreich sind. Ich bin deshalb davon überzeugt, dass wir das Bessere nur dann schaffen können, wenn der Wille zu einer eigenen Anstrengung auf beiden Seiten vorhanden ist.»

Zum Schluss

Wir sehen: Wir müssen einander die Hand reichen. Wir alle wollen Glieder in der Kette sein oder werden. Nichts steht still. Alles entwickelt sich weiter. Neues Gutes wollen wir an altes Gutes anketten. Getragen von gegenseitiger Liebe sind wir doch alle hoffende Menschen.

Aus der Welt der Gehörlosen

Wir erleben 3 Monate Kibbuz Dovrat in Israel

vom 14. Oktober 1980 bis 14. Januar 1981 ***(Schluss)***

Blick in das Kibbuzleben

Wir lernten hier ein einfaches, fast primitives Leben kennen. Unsere Wohnhäuser bestanden alle aus Holz und waren mit Ziegeln eingedeckt. Die Wohnverhältnisse waren eng, Luxus fehlte. Es hatte Zweier- Dreier- und Viererzimmer, jeweils mit einem Brünneli, einer Dusche und WC. Das Duschewasser musste man mit Petrol aufheizen. Dazu kamen ein Tisch, 1 bis 2 Stühle und 1 bis 2 Kleiderschränke. Die Wände waren kahl oder dann beschmiert. Da musste man mit eigenen Ideen die Wände schmücken und mit wenig zufrieden sein. Wir hatten hier auch Holländer, Deutsche, Finnen, Irländer, Engländer, Amerikaner, Kanadier, Südafrikaner, Australier, Franzosen und Japaner angetroffen. Wir wurden Volontärs und Ulpans genannt. Die Volontärs waren fast alle Schweizer. Die Ulpans sind solche, die die hebräische Sprache erlernen wollen und im Kibbuz ein halbes Jahr zur Schule gehen. Ein Kibbuz hat 60 bis 180 Mitglieder. Sie sind fast alle während des 2. Weltkrieges aus Europa geflüchtet. Hier haben sie sich eine neue Existenz aufgebaut. Unser Kibbuz liegt im Norden von Israel, eine Stunde von Haifa und 2 Stunden von Tel Aviv entfernt. Man hat hier grosse Weizen-, Korn-, Sonnenblumen- und Grapefruitfelder. Eine kleine Fabrik stellt Sägen her. Zum Kibbuz gehören etwa 280 Milchkühe, die dreimal im Tag gemolken werden, 145 bis 160 Rinder, gegen 60 Kälber, 40 tragende Kühe, Hühner und etwa 40 000 Pouletshühner. An der Strasse, die nach Haifa geht, ist ein Restaurant.

Unsere Arbeit

Mit der Sonne standen wir am Morgen auf. Um 6 Uhr fingen wir mit der Arbeit an. Man wurde überall eingesetzt: auf dem Feld, im Haus, im Stall, im Restaurant und in der Fabrik. In den Ställen war man auch für die Nacht eingeteilt. Zusammen mit Hansueli war ich 7 Wochen in der Grapefruitplantage. Auch Kathrin war 4 Wochen bei uns. Da gab es schon am ersten Tag Überraschungen. Als wir in den Baum hineinlangten, um die Grapefruits zu pflücken, wurden unsere Arme von den Dornen ganz zerkratzt. Um 8.30 Uhr war Morgenessen. Nach einer halben Stunde ging man wieder bis 12.30 Uhr an seine Arbeit. Die Nachmittage waren für alle frei. Da konnte man auf eigene Faust etwas unternehmen. Mitte November waren wir mit unserer Arbeit in der Plantage fertig. Wir wurden dann in der Küche, im Restaurant oder sonstwo eingesetzt.

Unsere Freizeit

Wer im Restaurant eingeteilt war, konnte nicht jeden Nachmittag freimachen. Hatten wir unsere Freizeit, konnten wir lesen, schreiben, schlafen, spazieren oder auf kleinere Ausflüge gehen. Da machten wir immer wieder neue Entdeckungen. Da durfte dann der Fotoapparat nicht fehlen. Das Araberdorf Nain in unserer Nachbarschaft haben wir oft besucht. Nach der biblischen Geschichte hat Christus dort einen Burschen auferweckt. Bis zum Mai 1980 hatte das Dorf Nain noch keinen elektrischen Strom. Petrollampen gaben Licht. Den Fernsehapparat brauchten sie nicht. Das Dorf hat etwa 1000 Einwohner und nur einen einzigen Laden. Wer besondere Sachen wollte, musste sie in der Nachbarstadt Afula einkaufen. Oft wurde man von den Kibbuzleuten zum Tee eingeladen. Dann gab es ein richtiges Plauderstündchen. Was einem angeboten wurde, musste man annehmen, sonst waren die Leute enttäuscht und manchmal sogar böse. Von ihnen haben wir sehr viel Neues und Interessantes erfahren. Besonders gerne sprachen sie über die Entstehung des ersten Kibbuz. Um einen Turm mit Kirche baute man die Wohnhäuser. Der Turm war ein Wachturm. Man sah über alle Felder hin. Da lebten die Leute eng zusammen. Sie waren alle aufeinander angewiesen. Man konnte nicht frei sein. Die Gefahren waren zu gross. Das ist heute nicht mehr so. Der neue Kibbuz wird ganz anders gebaut. Jede Familie hat ihr eigenes Heim. Die Häuser haben 2 bis 3 Eingänge. So kann jede Familie für sich sein. Die Kinder schlafen aber noch in den Kinderhäusern. Aber auch das soll geändert werden. Für die Kinder sollen an die Häuser einfach Zimmer angebaut werden. Zum Essen kommen alle in einem grossen Saal zusammen. Den Familien ist es freigestellt, ob sie dort mit den Kindern zusammen essen wollen oder dann im eigenen Heim. Zu essen gab es am Morgen und am Abend immer das gleiche: Milch, Kaffee, Brot, verschiedene Salate, Fische in Öl, Eier, Tomaten, Quark, Konfitüre und Margarine. Am Abend gab es dazu noch Suppe. Einmal in der Woche gab es eine Art Wurstaufschnitt. Das Mittagessen war die einzige warme Mahlzeit. Es gab hier auch Teigwaren, Reis, Kartoffelstock, Salzkartoffeln, Pommes frites, Gemüse sowie einmal pro Woche Fleisch. Einmal in der Woche gab es Fisch, den man selbst entgräten musste. Das beste Essen gab es am jüdischen Sonntag, am Sabbat: Rindfleisch, Poulets oder Kalbfleisch. Dazu kam am Schluss ein Dessert: Früchte, Kuchen oder Glace. Der Sabbat beginnt am Freitagabend bei Sonnenuntergang und endet ebenfalls bei Sonnenuntergang am Samstagabend. So mussten wir also an unserem Sonntag arbeiten. Wir hatten die Sechstagewoche. Am Anfang war das für uns komisch. Am Sabbatabend gab es für unsere Gruppe Kuchen mit Tee und Kaffee. Am Abend wurde dann von den Einheimischen etwas organisiert, und wir durften mitmachen: Tanzabende, oder dann sass man am Lagerfeuer beisammen. Man briet Poulets, Würste, Äpfel oder Kartoffeln. Man machte sogar Spiegeleier. Da die Abende mild waren, konnten wir das bis Ende November machen. Da wurde dann Gitarre gespielt und gesungen. Wer gut englisch konnte, sang mit. Die andern hörten zu oder klatschten in die Hände. Als es dann im Dezember kälter wurde, veranstalteten wir die Partys in unserem Zimmer. Oft waren wir bis zu 20 Personen beisammen. Im Dezember kommt der grosse Regen, und da werden die Nächte sehr kalt. Wir bekamen zum Heizen einen gefährlichen Petrolofen. Mit einem solchen Ofen gab es einmal leider einen wüsten Unfall. Ein Mädchen aus Finnland verbrannte sich an beiden Oberschenkeln und die rechte Hand. Es musste in eine Spezialklinik nach Haifa gebracht werden.

Manchmal gingen wir sogar angekleidet und im Schlafsack ins Bett. In unserem Kibbuz besassen wir auch einen Aufenthaltsraum, der «Madorn» genannt wurde. Hier konnten wir verschiedene Spiele machen, Zeitungen lesen. Im Fernsehen kamen viele politische Programme, dann die Tagesschau und Spielfilme. Hier konnte man auch Tee, Kaffee und Gebäck haben, wenn man Lust hatte. Besonders interessant für uns war Weihnachten in der Fremde. Für die Israelis und Juden gibt es keine Weihnachtsfeier. Für sie ist anfangs Dezember das Chanukkafest, das Fest des Lichtes, wichtig. Das erinnert an die Zeit vor Christi Geburt. Es hat mit den Kriegen und Zerstörungen von Tempeln zu tun. Als man damals in Jerusalem einen Tempel zerstörte, fand man Öl in einer Mauer, das 8 Tage lang gebrannt haben soll. So feiern die Juden heute dieses Fest 8 Tage lang. Jeden Tag zünden sie eine neue Kerze an bis es 8 sind. Während dieser Festzeit wird aber wie alle Tage gearbeitet. Die Kinder bekommen Geschenke, wie das bei uns an Weihnachten Brauch ist. Die Mädchen machen sogar Gebäck, und wie bei uns basteln die Kinder allerlei. Uns hat man dann an Weihnachten ein Bäumchen gebracht und ein Weihnachtsessen bereitet: Fondue bourguignonne mit Dessert. Nach dem Nachtessen führte uns unser Chauffeur nach Nazareth zur Heiligen Messe in die rö-